εὐangel | magazin für missionarische pastoral 2 | 2020

Queer, Queer-Theorie und queere Theologien

Eine Einführung

Dr. Miriam Leidinger ist Theologin und tätig im Bereich der politischen Entwicklungszusammenarbeit.

„Queer", das einstige Schimpfwort für Homosexuelle, ist zur Selbstbezeichnung für alle geworden, die nicht der heterosexuellen Geschlechternorm entsprechen. Der Begriff zeichnet sich dadurch aus, dass er Identitäten nicht scharf abgrenzt, sondern sich selbst ständig verschiebt. Miriam Leidinger gibt einen Überblick über den Begriff, das Nachdenken über ihn und darüber, was er für die Theologie bedeutet.

Der Begriff *queer* ist längst auch im deutschen Sprachraum angekommen. Er begegnet uns in Serien oder Nachrichten – und auch in der Theologie. Nichtsdestotrotz bleiben seine Bedeutungen und Geschichte häufig unverstanden. Sich mit *queer* und *queerer* Theologie auseinanderzusetzen, verlangt nach einer längeren Einordnung und systematischen Analyse. Dabei gilt es stets vorweg zwei Vorurteile auszuräumen: *Queer* ist erstens mehr als eine Bezeichnung für das, was nicht heterosexuell ist. Und *queer* ist zweitens – ähnlich wie der Begriff *gender*, die englische Bezeichnung für das sozial-kulturelle Geschlecht – mehr als ein inhaltsloses Modewort aus dem angloamerikanischen und angelsächsischen Sprachraum. Hinter dem Begriff *queer* verbergen sich im Gegenteil sehr diverse Erfahrungen und Kämpfe, persönliche Schicksale von Verletzung und Befreiung und eine andauernde Suche nach und Kritik von Identität. Deshalb ist zunächst eine vertiefte Auseinandersetzung mit *queer*, *queeren* Lebensweisen und *queeren* Anliegen notwendig, um schließlich *queere* Theologien einordnen und verstehen zu können.

„Out of the closets and into the streets": Der Begriff queer und die Suche nach queerer Identität

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Wortebene: Etymologisch steht der Begriff*queer* in Verbindung mit dem deutschen „quer" oder dem altenglischen Wort *„cwer"* (krumm, ungerade). Er steht für das, was vom Normalen oder Gewöhnlichen abweicht, also für das, was eigenartig, verschroben, komisch, verrückt, absurd, suspekt ist. Das Verb *„to queer"* bedeutet entsprechend „jemanden in die Irre führen", „etwas verderben" oder „verpfuschen". *Queer* ist die Abweichung vom Bekannten und Anständigen oder sogar das, was ihm gegenübersteht. Bereits auf der Wortebene ist *queer* somit ambivalent und negativ konnotiert; dem Begriff ist paradoxerweise die „Verweigerung einer Definition" inhärent (Degele 2008, 11).

Die ambivalente Bedeutung von *queer* ist zugleich eng geknüpft an seine wechselvolle Geschichte und die Suche nach *queerer* Identität. Der Begriff *queer* hat einen regelrechten Umbenennungsprozess unterlaufen: Noch bis Mitte des 20. Jahrhunderts galt die Bezeichnung *queer* in den USA als alltagssprachliches Schimpfwort für Homosexuelle. Insofern war der Begriff zunächst mit Beschuldigungen, Pathologisierungen, Beleidigungen gleichgesetzt. Erst im Zuge des Entstehens der Schwulen- und Lesbenbewegung in den 1960er und 1970er Jahren in den USA und Europa wurde *queer* positiv umgedeutet und zum Inbegriff eines Minderheitenaktivismus. Die Gruppe der sogenannten LSBTTI* (Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transgender, Transsexuelle, Intersexuelle und alle, die sich darüber hinaus nicht zuordnen lassen – symbolisiert durch das Sternchen) eignete sich den Begriff an, um ihre vormals als „abnorm" bezeichnete Identität neu zu bestimmen und so den Begriff für sich zu reklamieren. *Queer* wurde zur positiven Selbstbezeichnung, zum Ausdruck einer nicht-heteronormen Identität.

Dies erreichte mit dem Erstarken sozialer Bewegungen in den 1980er Jahren seinen Höhepunkt. Zunächst waren es insbesondere die Homo-Befreiungsbewegung *(gay liberation)* und der lesbische Feminismus, also Schwule und Lesben, die für die Rechte von Homosexuellen auf die Straße gingen. Sie forderten Anerkennung, Schutz und Gleichstellung und bekannten sich stolz zu ihrer *queeren* Identität. Sie wollten dadurch sichtbar werden, in der Politik Gehör finden sowie sich gegen die erfahrenen Verletzungen und Stigmatisierungen zur Wehr setzen. Ihr Ziel war das Erlangen von Minderheitenrechten und gesellschaftlicher Anerkennung – im Englischen auch *identity politics* genannt, denn Identität galt als notwendige Voraussetzung effektiven politischen Handelns (zur Geschichte schwul-lesbischer Bewegungen vgl. Jagose 2001).

In den 1990er Jahren, geprägt durch die Folgen der AIDS-Pandemie, gründeten Aktivist*innen in New York die Organisation Queer Nation. Sie war die erste Organisation, die *queer* im Namen trug und damit auch zur positiven Umdeutung des Begriffs beitrug. Die Initiator*innen wählten bewusst einen proaktiv-aggressiven Umgang mit dem Thema „Coming-out" und fanden dafür griffige Slogans wie z. B. *„Out of the Closets and into the Streets"* oder *„We're here, we're queer! Get used to it!"* .

Zunehmend wurden in den 1990er Jahren aber auch andere *queere* Stimmen laut, die forderten, dass Anerkennung und Schutz nicht das alleinige Ziel bleiben dürften, und die auf die Grenzen lesbisch-schwuler Minderheitenpolitiken hinwiesen: Vom Mainstream anerkannt zu werden, reiche nicht aus, um homophobe Machtstrukturen und das heteronormative Gesellschaftssystem zu transformieren. Dies rief wiederum Gegenstimmen und Proteste derjenigen hervor, die die Errungenschaften schwul-lesbischer Politik durch das Verwenden des ambivalenten Begriffs *queer* als Marker einer unbestimmten und spielerischen Gegen-Identität gefährdet sahen. Ein kritischer Diskurs entwickelte sich und fand Widerhall im akademischen Umfeld.

Auf der Identitätsbaustelle: Debatten um queer an den Universitäten

Die Diskussionen um *queer* fanden zu Beginn der 1990er Jahre Einlass in den akademischen Diskurs. Dabei stand schnell fest, dass mit *queer* nicht nur anderen, nicht-heterosexuellen Lebenswelten Rechnung getragen werden sollte, sondern im Gegenteil *queer* als Anti-Kategorie und Aufstand gegen die Hetero-Norm, als die Verweigerung von Identität und Spiel mit Identitätskategorien, herangezogen wurde. Im Gegensatz zu den Identitätskämpfen auf der Straße entwickelte sich der Begriff *queer* an den Universitäten zum Ausdruck der Kritik von Identität. Für die Queer-Theorie ist *queer* eine „Identitätsbaustelle, ein Ort beständigen Werdens“ (Jagose 2001, 165). Gleichzeitig rekurrierten die Queer Studies und die Queer-Theorie auf die Vorarbeiten der Gay and Lesbian Studies sowie der Women’s Studies und Gender Studies und entwickelten diese weiter.

Die Queer-Theorie entwickelte sich dabei von Anfang an nicht als ein einheitlicher Theorieansatz, sondern als ein Konglomerat unterschiedlicher theoretischer Impulse, Entwicklungen und Methoden – mit dem Ziel, Geschlecht und Sexualität als normierende und regulierende Kategorien gesellschaftlichen Zusammenlebens in den Blick zu nehmen. Die *queeren* Ansätze wurden beeinflusst durch die Hinwendung zu postmodernen und poststrukturalistischen Theorieansätzen aus Psychoanalyse und Literaturtheorie wie z. B. von Sigmund Freud, Jaques Lacan und Michel Foucault. Dies zeigt sich auch in den zentralen Grundlagendokumenten bekannter Queer-Autorinnen: Eve Kosofsky Sedgwicks „Epistemologie des Verstecks“, Judith Butlers „Das Unbehagen der Geschlechter“ sowie Teresa de Lauretis „Queer Theory. Lesbian and Gay Sexualities“. Die Queer-Theorie entwickelte sich von Beginn an im interdisziplinären Austausch zwischen den Sozial-, Literatur- und Kulturwissenschaften und etablierte sich als ein Querschnittsthema. Ihr Anliegen in allen Diskursen war und ist es, Heteronormativität kritisch zu reflektieren und grundsätzlich die Begrenztheit und Kontingenz von Identitätskategorien bewusst zu machen.

Als prominenteste Queer-Theoretikerin gilt die US-amerikanische Philosophin Judith Butler. Sie wurde in Deutschland zunächst vor allem im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung rezipiert und kontrovers diskutiert; und zwar insbesondere ihre These, dass *sex*, also das biologische Geschlecht, immer schon *gender* sei – also dem sozial-kulturellen und damit konstruierten Geschlecht in dem Sinne gleichzusetzen, dass es kulturell bestimmten Interpretationen unterliegt. Nach Butler können die biologischen Grundlagen von Geschlecht und Sexualität niemals von Geschlechtsidentität und -rolle getrennt, geschweige denn ausgelebt werden. Die auf den ersten Blick vermeintlich offen-sichtlichen „fleischlichen Tatsachen“ seien immer schon eingebettet in sogenannte performative Handlungen, sprich unser Tun: Wir sind, was wir aktiv tun und vor allem auch passiv reproduzieren, und dabei sind wir unweigerlich von unserem Umfeld bestimmt. Das beginnt bereits in der Art und Weise, wie wir die Welt wahrnehmen und definieren – eben auch die Geschlechter.

Butler stellt also fest, dass die Grenze zwischen unserem Sein und unserem Handeln umso mehr verschwimmt, je näher wir bildlich gesprochen „ranzoomen“, und dass bei genauem Hinsehen biologisches und soziales Geschlecht nicht voneinander zu trennen und damit letztlich gleichzusetzen sind. Der zweite Blick offenbare Geschlecht und Sexualität nicht als trennscharfe Linien, sondern als ein weites Grenzgebiet und als Austragungsort gesellschaftlicher Debatten und Konflikte.

Butler findet dafür den Begriff der heterosexuellen Matrix: Es sei das Zusammenspiel von biologischem Geschlecht *(sex)*, sozialem Geschlecht *(gender)* und sexuellem Begehren *(desire)*, das letztlich zähle. Bildlich gesprochen beschreibt Butler Geschlechtsidentität damit als einen Dreiklang. Dieser „klingt“ nach der Wahrnehmung der meisten Menschen „harmonisch“, wenn er sich innerhalb der Heteronorm bewegt – Butler würde sagen, wenn das Geschlecht „verständlich“ oder intelligibel ist. Wenn also z. B. eine Frau mit sichtlich weiblichen sekundären Geschlechtsorganen sich „als Frau“ gibt und Männer begehrt. Abweichungen werden hingegen sofort als „Disharmonien“ identifiziert – Butler würde von „nicht-intelligiblen“, also unverständlichen Existenzen sprechen. Kurzum: Geschlecht und Sexualität „funktionieren“ und „wirken“ innerhalb dieser Matrix. Misstöne irritieren, fallen aus dem Rahmen oder werden zumindest belächelt.

Zusammengefasst gesagt zeigen die Analysen von *queer* als Begriff, die Suche nach *queerer* Identität und die Queer-Theorie die Vielfalt der Bedeutungen und Anwendung von *queer*. *Queer* ist ambivalent: sowohl Ausdruck von Pathologisierungen und Stigmatisierungen als auch stolzer Identitätsmarker und dabei gleichzeitig ein Plädoyer dafür, die Pluralität und Widersprüchlichkeiten der Ausdrucksformen von Geschlecht und Sexualität wahr- und anzunehmen. *Queeres* Denken fordert heraus und lädt dazu ein, Bestehendes zu hinterfragen und Macht- und Normalisierungsdiskurse zu kritisieren.

Die Vielfalt der Geschlechter in der Theologie und die (Weiter-)Entwicklung queerer Theologien

Queere Theologien spiegeln die Vielfalt und Ambivalenz von*queer*. Auch sie sind mannigfaltig und divers. Es gibt also auch nicht die eine Queer-Theologie, sondern viele verschiedene Strömungen und zahlreiche Anfragen, Impulse und Positionen zu theologischen Fragen aus *queerer* Sicht – und das bedeutet nicht zwingend aus der Sicht von LSBTTI*. Ebenso wie im Rahmen von *queeren* Theorien identitätsgestützte wie identitätskritische Ansätze nebeneinander bestehen, werden diese parallel auch in *queer*-theologischen Ansätzen aufgegriffen und weiterentwickelt.

Grundlegendes Anliegen *queerer* Theologien ist die Feststellung, dass die Auseinandersetzung mit der Frage nach Gott und dem Göttlichen sowie die Beziehung zwischen Gott und den Menschen eine grundlegende Auseinandersetzung mit den Kategorien Geschlecht und Sexualität erfordert oder impliziert. *Queere* Theologien gehen von der Grundannahme aus, dass Gott, der* die Liebe ist und dem* nichts Menschliches fremd ist, eben gerade auch im Liebesleben zu finden sein müsse. Dabei geht es vielen *queeren* Theologien nicht nur um ein Anerkennen und Rechtfertigen von nicht-heterosexuellem Begehren und *queeren* Beziehungen als gottebenbildlich, sondern vielmehr um eine radikale Form von *„love-talk of theology“* (vgl. Cheng 2011). *Queere* Theologien haben nicht zum Ziel, ein *queeres*, im Sinne von „abnormes“, Verständnis von Sexualität als göttlich zu proklamieren – aber dieses auch nicht zu verurteilen –, sondern vielmehr radikal-inkarnatorische Fragestellungen zu diskutieren.

Gleichzeitig bleiben *queer*-theologische Ansätze immer noch im theologischen Mainstream umstritten. Zwar gibt es in den USA und Großbritannien einige Theolog*innen, die sich explizit als Queer-Theolog*innen bezeichnen, sowie Universitäten, die dazu Lehrveranstaltungen anbieten, doch sind *queere* Theologien vor allem im deutschen theologischen Kontext weit davon entfernt, etabliert, anerkannt oder gar akkreditiert zu werden.

Apologetik, Befreiung, Relationalität, Dekonstruktion – eine Systematik queer-theologischer Ansätze

Queere Ansätze finden nur zögerlich Beachtung und Anerkennung in den theologischen Disziplinen und Diskursen. Dabei gibt es bereits seit Mitte der 1950er Jahre theologische Ansätze, die das Lesbisch- und Schwulsein positiv in den Blick nehmen und in die Theologie hineintragen. Grob gesagt lassen sich bis heute (nach Cheng 2011) vier *queer*-theologische Richtungen oder Strömungen ausmachen: apologetische, befreiungstheologische, relationale und dekonstruktive Ansätze. Die Darstellung dieser Richtungen folgt grob ihrer chronologischen Entwicklung. Allerdings schließen sie sich nicht wechselseitig aus, sondern existieren vielmehr oftmals nebeneinander und sind in ihren Anliegen und Fragen bis heute keinesfalls überwunden – analog zur Genese und Entwicklung feministischer Theologien und theologischer Geschlechterforschung (vgl. Leidinger 2019). Im Gegenteil: In vielen *queer*-theologischen Ansätzen werden die verschiedenen Richtungen häufig gemeinsam aufgegriffen und nebeneinandergestellt, wenn auch jeweils mit anderer Schwerpunktsetzung.

Die erste Richtung umfasst apologetische Ansätze, die sich grob unter dem Motto „Schwul-und-lesbisch-Sein ist gut!“ zusammenfassen lassen. Denn Anliegen der ersten Queer-Theolog*innen bzw. schwulen und lesbischen Theolog*innen war es, ihr Schwul- oder Lesbischsein mit ihrem Christ*in-Sein zu versöhnen bzw. zu zeigen, dass lesbische und schwule Menschen „vollwertige“ gläubige Christ*innen sind und sich nicht zu verstecken brauchen. In diesem Sinne war man auch bemüht, die traditionell negative und schwierige Beziehung zwischen Christentum und Homosexualität aufzuarbeiten. Besonders bekannt ist in dieser Hinsicht das religionsgeschichtliche Werk von John Boswell von 1980. Im deutschsprachigen Raum hat Michael Brinkschröder eine religionsgeschichtliche Anamnese von „Sodom als Symptom“ vorgenommen (Brinkschröder 2006).
Parallel engagierte man sich auf kirchenpolitischer Ebene. 1964 wurde z. B. das Council on Religion and the Homosexual (CRH) von protestantischen Pfarrer*innen und Leiter*innen von schwulen und lesbischen Gemeinden in San Francisco gegründet. Im deutschsprachigen Raum gibt es seit 2000 die ökumenische Arbeitsgemeinschaft Schwule Theologie, hervorgegangen aus einer Gruppe schwuler Theologen an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Sie gibt die Zeitschrift „Werkstatt Schwule Theologie“ heraus und bietet eine offene Jahrestagung an.

Die zweite Richtung *queer*-theologischer Ansätze ist eng verbunden mit dem Entstehen befreiungstheologischer Ansätze. Sie geht insofern über die apologetischen Ansätze schwuler und lesbischer Theologien hinaus, als dass sie nicht nur Akzeptanz, sondern auch Befreiung aus dem System heterosexistischer und homophober Unterdrückungen fordert. Dies sei grundgelegt in der christlichen Botschaft. Diese Ansätze sind inspiriert von den ersten befreiungstheologischen Ansätzen aus Lateinamerika in den späten 1960er Jahren, die von der Exodusgeschichte, der Befreiung der Israeliten aus der Sklavenherrschaft in Ägypten, inspiriert sind. Ebenso wie die armen und marginalisierten Menschen vorrangige Adressat*innen der christlichen Botschaft seien und ihre Befreiung im Zentrum stehen müsse, reiche es auch nicht aus, *queere* Menschen in Theologie und Kirche zu akzeptieren. Ziel müsse vielmehr die Befreiung von Heterosexismus und Homophobie sein – nicht nur für *queere* Menschen. Gott verfolge die Geschehnisse auf der Welt nicht teilnahmslos, sondern wende sich im Gegenteil gerade den Armen und Unterdrückten und damit auch den *Queers* zu. Die von der Befreiungstheologie formulierte vorrangige Option für die Armen und Unterdrückten sei insofern immer auch eine Option für *queere* Menschen.

Die dritte Richtung relationaler *queerer* Theologien wurde insbesondere von lesbischen Theolog*innen geprägt. Diese sogenannten Theologien der „Freundinnenschaft“ entstanden auch als Reaktion auf und Weiterentwicklung von schwulen Theologien. Ihnen zugrunde liegt die Überzeugung, dass Gott sich gerade im Erotischen und in den gleichberechtigten Beziehungen zwischen Menschen entdecken lasse; dort könne das Göttliche in der menschlichen Liebe aufscheinen. Viele dieser Ansätze stammen aus den frühen 1970er Jahren und sind insofern nicht immer von den apologetischen Ansätzen zu unterscheiden, als dass sie die Gotteskindschaft für alle, insbesondere auch für homosexuelle Menschen fordern. Insbesondere die US-amerikanische Theologin Carter Heyward ist für ihre Theologie des Erotischen und ihre These „Gott ist Macht-in-Beziehung“ bekannt. 1989 veröffentlichte sie „Touching Our Strength: The Erotic as Power and the Love of God“.Weitere bekannte lesbische Theologinnen, die relationale Ansätze entwickelten, sind z. B. Mary E. Hunt, Lisa Isherwood und Elizabeth Stuart. Im deutschsprachigen Raum hat u. a. die evangelische Theologin Kerstin Söderblom diese Debatten eingebracht und weitergetrieben und mit dekonstruktiven Ansätzen verbunden.

Die vierte *queer*-theologische Richtung versammelt dekonstruktive *queere* Ansätze und ist vor allem durch die akademische Queer-Theorie beeinflusst. Ihr Anliegen ist es, Identitätskategorien, vor allem die binären Geschlechtskategorien, zu destabilisieren und zu dekonstruieren. Diese Ansätze wollen die essentialistischen Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität überwinden und stattdessen fluide Formen und Ausdrücke finden. Innerhalb des Spektrums *queerer* dekonstruktiver Theologien entwickelten sich auch bisexuelle und Transgender-Theologien. Aber auch hier sind die verschiedenen Richtungen der Ansätze nicht immer trennscharf zu unterscheiden, so z. B. bei der *queeren* dekonstruktiven lateinamerikanischen Befreiungstheologin Marcella Althaus-Reid und ihrem Ansatz einer „unanständigen Theologie“ (vgl. u. a. Althaus-Reid 2000). Weitere bekannte Queer-Theolog*innen mit dekonstruktiven Ansätzen, die alle gleichzeitig Elemente der anderen Richtungen aufgreifen, sind u. a. Gerard Loughlin, Robert E. Goss, Lisa Isherwood und Elizabeth Stuart.
Im Rahmen dieser *queeren* dekonstruktiven Ansätze finden sich zudem auch Vertreter*innen der sogenannten Radical-Orthodoxy-Bewegung, bei der es sich um eine christlich-theologische Bewegung handelt, die im angelsächsischen und anglikanischen Kontext entstanden ist. Hinter dem radikal-orthodoxen Ansatz verbirgt sich das Anliegen, zu einem traditionellen vormodernen kirchlichen Denken zurückzukehren. Denn das „Radikale“ der Theologie sei schon bei den Kirchenvätern zu finden und müsse nur neu gelesen werden. Für manche dieser Theolog*innen (nicht alle!) ist dies ein Anreiz, die *relecture* mit *queerem* Denken und *queerer* Theorie zu verbinden. Schließlich biete die vormoderne Theologie Anknüpfungspunkte für Identitätskritik und die Auflösung von Kategorien im Angesicht des Göttlichen und damit Impulse, die sich gegen die Verkürzungen moderner Subjekttheorien und gegen rationale Theologien ins Feld führen lassen. Hier sei nur in aller Kürze angemerkt, dass diese Kritik durchaus problematisch ist, vor allem in der durchgeführten eurozentrischen Perspektive (vgl. dazu Leidinger 2018, 232–240).
Beispielhaft sei hier der *queer*-theologische radikal-orthodoxe Ansatz des Anglikaners Graham Ward genannt. Er nimmt in seiner *queer*-theologischen Analyse die „Ab- bzw. Auflösung“ des Leibes Jesu Christi entlang von Inkarnation und Beschneidung, Verklärung, Eucharistie, Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt in den Blick und erschließt so den durchlässigen, trans-körperlichen, allumfassenden Leib Christi. Für Ward steht fest, dass die vormoderne Leib-Christi-Vorstellung eines Leibes, der alle Leiber umfasse, sowohl ur-christlich als auch zutiefst post-modern und *queer* sei. Die paulinische Leib Christi-Metapher der Gemeinschaft aller Getauften, in der sich Kategorien und Identitäten auflösten und alle eins werden – Juden und Griechen, Sklaven und Freien, Männern und Frauen (vgl. Gal 3,28) – sei insofern Ausdruck eines nicht-identitären *queeren* Denkens im Herzen von Christologie und Ekklesiologie (vgl. Ward 2000).

Heute gibt es mannigfaltige *queere* Ansätze in der beschriebenen Vielfalt der vier Strömungen in allen theologischen Disziplinen: von *queeren* Exegesen (siehe z. B. das Handbuch „The Queer Bible Commentary“ von 2006) über die Auseinandersetzung mit *queeren* Heiligen in der Kirchengeschichte bis hin zur *queeren* Gottesrede, Christologie oder Mariologie in der systematischen Theologie. Und, ganz praktisch-theologisch, findet parallel das Ringen um konkrete Antworten der Pastoral auf die Bedarfe *queerer* Lebensformen statt.

LSBTI*-Pastoral in den deutschen Bistümern

In der Pastoralarbeit der katholischen deutschen Bistümer besitzen inzwischen elf der 27 Diözesen in Deutschland Beauftragungen für die LSBTI*-Pastoral (Stand März 2020). Diese seelsorgerische Arbeit auf alle Bistümer auszuweiten, war das Anliegen der ersten gemeinsamen Tagung der Seelsorger*innen für LSBTI*-Pastoral in den Bistümern mit katholischen Aktivist*innen, die vom 13. bis 14. März 2020 in Fulda tagte. Das Treffen fand auf Wunsch von Bischof Dr. Franz-Josef Bode (Osnabrück) statt, der die Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz leitet. Es wurde vorbereitet von den Arbeitsstellen für Frauen- und Männerseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz sowie vom Katholischen LSBT+Komitee, zu dem die ökumenische Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche (HuK) und das Netzwerk katholischer Lesben (NkaL) gehören. Als Ziel der Zusammenarbeit formulierten die Teilnehmer*innen, die Würdigung *queerer* Identität in der Kirche zu befördern und gegen die homophobe Grundstruktur der katholischen Kirche vorzugehen.

Literatur

Althaus-Reid, Marcella, Indecent Theology. Theological Perversions in Sex, Gender and Politics, New York 2000.

Boswell, John, Christianity, Social Tolerance, and Homosexuality: Gay People in Western Europe from the Beginning of the Christian Era to the Fourteenth Century, London 1980.

Brinkschröder, Michael, Sodom als Symptom. Gleichgeschichtliche Sexualität im christlichen Imaginären – eine religionsgeschichtliche Anamnese (Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten 55), Berlin/New York 2006.

Cheng, Patrick, Radical Love. An Introduction to Queer Theology, New York 2011.

Degele, Nina, Gender / Queer Studies. Eine Einführung, Paderborn 2008.

Goss, Robert E., Jesus Acted Up: A

Denn die Frage, wie eine angemessene *queere* Pastoral aussehen kann, die die Würde *queerer* Menschen ernst nimmt, wird in der römisch-katholischen Kirche erst anfanghaft diskutiert und ist noch lange nicht abgeschlossen. Es braucht viele Neuansätze, z. B. Konzepte für die Fortbildung pastoraler Mitarbeitender in der Gemeindepastoral, aber auch Änderungen des kirchlichen Dienst- und Arbeitsrechts: Wie können geoutete LSBTTI*-Menschen in der Kirche weiterarbeiten, selbst wenn sie standesamtlich verheiratet sind? Dürfen geoutete LSBTTI*-Menschen grundsätzlich angestellt werden, ohne dass sie ihre sexuelle Orientierung geheim halten müssen? Dabei kann der Dialog mit den protestantischen Schwesterkirchen hilfreich sein, wie u. a. ein Blick auf die Diskussionen der Blogseite „kreuz & queer“ der Website evangelisch.de zeigt.

Insbesondere aber ist die Frage nach der Segnung schwuler und lesbischer Paare aktuell ein zentrales Thema, das auch im Zuge des Synodalen Wegs große Aufmerksamkeit erhält. Und es ist ein Thema, das die Geister scheidet. Viele sind überzeugt, dass es endlich an der Zeit sei, *queere* Lebenswirklichkeiten anzuerkennen und aus kirchlicher Sicht mit diesem Akt der Seelsorge ein Zeichen gegen die Erfahrung der Herabwürdigung von Homosexuellen in der Kirche zu setzen. Diese Frage wird auch intensiv mit der Deutschen Bischofskonferenz diskutiert, nicht zuletzt seit der Veröffentlichung des Sammelbandes „Mit dem Segen der Kirche? Gleichgeschlechtliche Partnerschaft im Fokus der Pastoral“ (vgl. Loos/Reitemeyer/Trettin 2019), zu dem die Bischöfe Franz-Josef Bode und Stefan Heße ein Geleitwort geschrieben haben. Die Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken hat sich bereits dafür ausgesprochen, die Praxis der Segensfeiern für gleichgeschlechtliche Paare zu öffnen. Es macht Hoffnung und bleibt abzuwarten, wie diese Diskussion im Zuge des Synodalen Wegs weitergeführt und welche Möglichkeiten sie eröffnen wird.

Dieser Beitrag greift in gekürzter und aktualisierter Form auf folgende Vorarbeit zurück: Leidinger, Miriam, Queer-Theologie. Eine Annäherung, in: Eckholt, Margit/Wendel, Saskia (Hg.), Aggiornamento heute. Diversität als Horizont einer Theologie der Welt, Ostfildern 2012, 246–267.

Gay and Lesbian Manifesto, San Francisco 1993.

Guest, Deryn u. a. (Hg.), The Queer Bible Commentary, London 2006.

Heyward, Carter, Touching Our Strength: The Erotic as Power and the Love of God, San Francisco 1989.

Jagose, Annamarie, Queer Theory. Eine Einführung, Berlin 2001.

Leidinger, Miriam, Verletzbarkeit gestalten. Eine Auseinandersetzung mit „Verletzbarkeit“ anhand der Christologien von Jürgen Moltmann, Jon Sobrino und Graham Ward (ratio fidei 66), Regensburg 2018.

Leidinger, Miriam, Gehen, Bleiben oder Weitergehen? Macht und Geschlecht aus christlich-theologischer Sicht, in: Ströbele, Christian u. a., Welche Macht hat Religion? Anfragen an Christentum und Islam, Regensburg 2019, 118–129.

Loos, Stephan / Reitemeyer, Michael / Trettin, Georg (Hg.), Mit dem Segen der Kirche? Gleichgeschlechtliche Partnerschaft im Fokus der Pastoral, Freiburg i. Br./Basel/Wien 2019.

Ward, Graham, The Displaced Body of Jesus Christ, in: ders., Cities of God, London/New York 2000, 97–116.